

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 188.

Donnerstag, 13. Juli

1933.

## Drei Schwestern stehen am Kreuzweg

Roman von Elsa Maria Bud.

19. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Während sie saßen, wollte der Vater noch einmal wissen: „Hast du die Mädels gesehen?“

„Marga ist mit Streitmann schon lange verschwunden!“ antwortete Irene.

Da lächelte er zufrieden.

Über den großen, dunkel zusammenstehenden Wipfeln der Parkbäume lag ein letzter hellgrüner Streifen des Abendhimmels. Vom alten Gutshause her konnte man die Uhr die neunte Stunde schlagen hören.

Marga hatte sich von Streitmann getrennt und ging allein dem fernen Gatter des Parks zu. Sie war voller Unruhe. Wo blieb Höwell?

Fast im gleichen Augenblick, als sie den Ausgang erreicht hatte, kam er aus dem Dunkel der Landstraße auf sie zu.

„Entschuldige, daß ich mich so sehr verspätete. Aber ich bin gelaufen, mein Kopf ist zu voll mit Dingen!“ Seine Stimme klang erregt und bedrückt.

Er küßte sie stürmischer als sonst.

„Sechs Tage habe ich dich nicht gesehen! Dieses Bondir-Fortlein macht mich ganz — macht mich ganz — ohne dich taugt das ganze Leben nichts!“

Er nahm sie im Dunkel der Bäume um die Schulter und ging mit ihr den Lichtern zu.

„Sagst du mir gar nichts, Marga?“

Sie lehnte wie verloren in seinem Arm. Seine Stimme hören, das war für sie wie ein Rausch, und ringsherum ging die Welt unter und war nicht mehr! Nur er war da und das unendliche Gefühl, wie sie ihn liebte.

„Was soll ich dir sagen, Helmut —!“

„Bist du mit deiner endlosen Plakerei für die Abreise deiner Schwester endlich durch? Wird man sich nun morgens wenigstens sehen können? Ich lebe davon, Marga! Du weißt gar nicht, was mir fehlt den ganzen Tag, wenn ich dich in der Frühe nicht gesprochen habe!“

Sie wählten jetzt einen dunklen Weg durch den Garten, um noch nicht unter die Menschen zu müssen. Aufblühendes Jasmingesträuch streute seinen Duft um sie.

„Ich kann nicht kommen, Helmut!“ sagte sie in tiefer Bedrängnis.

Er blieb stehen und zog sie zu sich heran. „Wie, Marga? — Dann habe ich recht gefühlt, daß es Borsward war. Du hättest also wohl kommen können in der letzten Woche. Du hast etwas anderes.“

„Ja, ich habe etwas anderes!“ sagte Marga tonlos.

„Die Sache mit deiner Schwester gibt dir keine Ruhe?“ Sie antwortete nicht.

„Marga! Marga!“ drang er in sie. „Daß uns nicht unglücklich werden durch Mißtrauen! Ich habe dir die ganze Wahrheit erzählt. Glaube es mir, ich bin völlig unschuldig an dem Geschehnis; hätte ich nur ahnen können, was sich im Kopfe deiner Schwester spiegelt! —

Ich habe dann getan, was ich tun konnte! Habe sofort die Kette zurückgeholt und sie ihr geschickt, sofort — habe versucht, ihre Tat rückgängig zu machen, auszulöschen, als wenn sie nicht geschehen wäre! — Ach, Marga, du weißt ja alles! — Ich habe dir jede Einzelheit erzählt, als du mich fragtest. Wie sehr bedaure ich, daß deine Schwester zu dir gesprochen hat. Hätte sie geschwiegen, so würde ich dich nie mit dieser Sache belastet haben.“

„Ja!“ machte Marga. Es klang, als wäre sie mit ihren Gedanken ganz woanders.

Er küßte sie. „Hast du noch etwas auf dem Herzen?“

„Nein!“

„Sei ehrlich! — Du hast irgendwelche neuen Gerüchte gehört, die man in Riesburg über mich herumträgt. Stimmt's? — Wahrscheinlich, daß ich mit den Steuern so weit im Rückstande bin, daß man mir nächstens Vieh pfänden wird. Dieser böse Dämon Buzlau vermag nämlich alles. Der erfährt sogar Sachen, die Amtsgeheimnis sind, wenn es darauf ankommt, mir zu schaden.“

Höwells Stimme klang aufgebracht und tief erbittert. Marga blieb stehen und umfaßte angstvoll seine Schultern.

„Helmut!“ rief sie beschwörend. „Wie schrecklich weh tut mir das alles! — Du hast große Schulden?“

„Ich komme durch, wenn die Ernte gut ausfällt. Ich kann danach den Buzlau abschütteln, und vielleicht eröffnet sich ein neuer Kredit. Denn du mußt daran denken, daß meine Versuche schriftlich den landwirtschaftlichen Stellen vorgelegt sind. Die Anregungen, die ich für den Zuckerrübenbau gegeben habe, erweisen sich als richtig. Ich habe die besten Zuckerrübenselder des ganzen Kreises. Das kann jeder sehen.“

Er neigte sich zu ihr herunter. Seine grauen Augen durchforschten die ihren.

Wie stark war jetzt sein regelmäßiges Gesicht von Sorgen gezeichnet! Sie legte den Kopf an seine Brust, um den Kummer nicht sehen zu lassen, der sie ganz zerdrückte. „Ach, Helmut!“ sagte sie bloß.

Sie küßten sich wieder und immer wieder, als hätten sie den letzten Halt nur aneinander.

Marga mahnte schließlich: „Wir müssen gehen — es fällt sonst zu sehr auf, wo ich bleibe.“

Aber ich muß dich den ganzen Abend haben, du darfst mir keine Minute fehlen!“

„Mache schnell deine Begrüßung ab, ich erwarte dich beim Musikpavillon!“ Sie entließ ihn mit einer letzten liebevollen Bewegung, mit beiden Händen über seine Wangen streichelnd.

Die Kapelle spielte Walzerweisen. Der Tanzplatz war überfüllt, denn auch die älteren Paare drehten sich jetzt. Als Helmut Margas Arm ergriff und mit ihr zu tanzen begann, war es, als wenn sie in einer höchsten Sehnsucht zusammenschmolzen.

Marga sprach nichts; sie schloß auch die Augen und überließ sich ganz den Armen, die sie stark umfangen hielten. Nicht denken! — Nicht denken, daß es das letzte Mal wäre —

„Marga!“ flüsterte er an ihrem Ohr.

Sie sah zu ihm auf, das Gesicht von überströmender Liebe heiß erfüllt.

„Helmut, Lieber!“ Das letzte Mal. Das letzte Mal. Die Tränen drückten ihr die Kehle zu.

Sie tanzten — blicklos geworden für die Welt um sie. Atemlos — nur einander zugewandt — hatten sie das Gefühl von Zeit und Raum verloren.

Sie sahen nicht, daß Edna am Rande des Tanzbretts stand. Unbeweglich, das junge Gesicht versteinert, die Hände wie in äußerster Beherrschung ineinandergekrampft.

So also — so also war es! Ganz offen, ganz schamlos war Marga — tanzte mit ihm — tanzte mit ihm —

„Noch einen Tanz, liebe Edna!“ bettelte Bredow hinter ihr. Er bekam keine Antwort. —

Unerträglich, noch länger hinzusehen. Edna war es, als wenn sich ihre Augen mit Blut füllten, das wild aus dem Herzen emporstieß.

Sie hörte Herrn von Schraders gereizte Stimme irgend etwas zu Bredow sagen — sie konnte nicht den Sinn der Worte erfassen.

„Belästigen — gnädiges Fräulein — ganzen Abend — merkwürdige Sitten!“

„Seien Sie nicht unverschämt!“ klang Bredows Stimme scharf.

Edna drehte sich um.

Da standen sich ihre beiden Ritter wie kampfbereite Hähne gegenüber. Herr von Schrader hatte sein Einglas fallen lassen, an der schwarzen Schnur baumelte es heftig hin und her — seine dünnen Härchen auf der Oberlippe schienen sämtlich gestäubt zu sein.

„Ist ja unglaublich, wie Sie das gnädige Fräulein den ganzen Abend beschlagnahmen! Gnädiges Fräulein und ich kennen uns schon seit Jahren — Sie sind da eben 'reingeschnitten und drängen sich dazwischen!“

Der junge Bredow trat einen Schritt näher auf seinen Angreifer zu — es sah gefährlich aus. „In welchem Ton reden Sie mit mir!“

Ein paar Tänzer waren jetzt auf den Streit aufmerksam geworden und blieben stehen.

In diesem Augenblick kam Streitmann heran. Er trug einen japanischen Papierfächer in der Hand, breitete ihn auseinander und hielt das Halbrund zwischen die hitzigen jungen Köpfe, so daß die Streitenden nicht mehr sehen konnten.

„Ein Tanzplatz ist kein Turnierboden, meine Herrschaften!“ sagte er in humorvollem Ton.

Herr von Schrader schlug wütend auf den Fächer. Das Papier zerriß.

„Oh, wie schade!“ sagte Streitmann höflich. „Der hübscheste Fächer, den es heute abend zu gewinnen gab! Ein wirklich reizender Fächer — und Sie opfern ihn Gott Mars!“

Die Umstehenden lachten.

Ein junger Mann in weißem Stranzanzug machte eine Verbeugung vor Edna, sagte: „Der lachende Dritte tritt um den Tanz!“ — und entführte sie sofort.

Edna ließ sich nicht lange halten, und ihr Tänzer bestand auch nicht weiter auf ihre Gesellschaft. Es war ihm einfach unheimlich — ein blutjunges Mädchen, das soviel Starre im Blick hatte, das zuletzt vollständig abwesend schien —

Nachdem Streitmann erreicht hatte, die Angelegenheit ins Humoristische abzubiegen, ehe es zum Eklat kam, war er selbst sehr viel weniger heiter.

Seitdem der Gutsbesitzer Höwell aufgetaucht war, blieb Marga für ihn verschwunden. Lange Zeit war sie nirgends zu entdecken, später gewahrte er sie unter den unablässig Tanzenden. Sie hatte ein befremdlich aufgelöstes Wesen, schien ihm — und sie kam nicht von der Seite dieses Mannes.

Ihn hatte sie nicht ein einziges Mal bemerkt, trotzdem er vordem lange am Rande des Tanzbrettes unter den Zuschauenden gestanden hatte.

War es — war es vielleicht jener Gutsbesitzer Höwell, der zwischen den Schwestern stand und den Grund zu Margas Kummer gab? Gerade jener Höwell, von dessen Schulden man hier so viel sprach?

Es war ihm plötzlich, als wenn er des Rätsels Lösung gefunden hätte. Wenn es so war, daß Marga eine unglückliche Liebe zu diesem Manne fühlte, und wenn dieser Kummer sie veranlaßt hatte, der Schwester und ihm zu folgen — es tat zu weh, es zu denken!

Er wandte sich um.

Herr von Köller suchte ihn schon; er drängte nach Hause. „Holen Sie mir die Mädchen zusammen, Streitmann, ich spiel' nicht länger mit! Morgen muß man um fünf Uhr aus dem Bett. Ich werde Frau Manuela von ihren Umschwärmern losreiß.“

Streitmann fragte: „Bringt uns dann der hitzige — wie heißt er schon? — der hitzige junge Sperling mit seinem Wagen nach Hause?“

„Von Schrader meinen Sie?“ sagte lachend der Vater.

„Seit wann ist der hitzig?“

„Wenn es um Fräulein Edna geht, scheint er heiß zulaufen wie sein Motor!“

„Ach, nanu!“ machte Herr von Köller, nicht übermäßig verwundert, und winkte mit der Hand ab. „Die Edna wird ihn schon wieder abkühlen. Verlassen Sie sich drauf, da kenn' ich meine Jüngste besser! — Und um auf den Wagen zurückzukommen, Streitmann — wir stopfen unsere Damen alle in die Kutsche. Laßt ihn man mit seinem Auto allein nach Hause gondeln.“ Er ging.

Es gab einen Blick, einen kurzen, messenden Blick, als Streitmann zu Höwell trat und die Botschaft des Aufbruchs leise übermittelte. Feiner Kopf, dachte Streitmann — tadelloses Aussehen. Wer weiß, was der hier für Unrecht ausstand.

„Schon — nach Hause?“ fragte Marga in einem betäubten Kinderton. Dann reichte sie Höwell die Hand. „Gute Nacht!“ Ihre Stimme hatte keinen Klang.

Streitmann war schnell wieder verschwunden.

„Sehe ich dich morgen?“ bat Höwell leise und hielt ihre Hand.

Sie schüttelte den Kopf. Sprechen war zu schwer.

„Warum nicht?“ fragte er. „Übermorgen?“

„Ich werde dir schreiben, Helmut! Leb recht wohl!“

Er hatte sich über ihre Hand gebeugt: „Gute Nacht, Geliebte!“

„Leb recht wohl!“ sagte sie noch einmal hauchend, leise, und lief davon wie eine Flüchtende.

Im Wagen ging es recht schweigsam zu. — Der Bergnügteste war Frik, der mit seinem Herrn zusammen auf dem Bod saß. Er hatte hinten auf dem Gut Hofe feste getanzt, die Musik hatte man ja ganz deutlich dahin gehört, bloß Damen wären es nicht genug gewesen. Denn die Mädchen vom Hause hatten ja mit dem Büfett so viel zu tun.

Manuela lehnte müde in der Wagenecke. „Wie faul man hier wird auf dem Lande!“ sagte sie scherzend zum jungen Bredow. „In meinem übrigen Leben komm' ich nie vor zwei Uhr schlafen, hier schnappt man schon um elf Uhr mit offenem Munde nach dem Bettzippel.“

Irene sah in schweren Sorgen auf ihre Schwestern. Sie fühlte mit dem Instinkt der Naherwandten, wie sich der Konflikt der beiden immer schärfer zuspitzte. Was würde werden?

✱

Am Schreibtisch ihres Zimmers saß Marga. In weiter Ferne schlug eine Uhr die Stunde aus. Eins — zwei!

Marga legte den Kopf in die Hände. In nebelhafter Ferne hörte sie Manuelas Stimme klingen: „In meinem übrigen Leben komm' ich nie vor zwei Uhr schlafen.“ — Das verschwand wieder.

Der Brief! Der schreckliche Brief!

(Fortsetzung folgt.)

## Hochsommer.

Wie es aus allen Feldern glüht  
Den süßen Wanderweg entlang,  
Und wie es auf den Wiesen blüht  
Im Schindgras noch in heißem Drang!

Es zirpt und zirpt der Grillen Schar,  
Und Hummeln brummen ihren Saß,  
Und Bienen summen immerdar  
Ihr Lied vom vollen Honigsäß.

Es flimmert alles Ahrenfeld  
Wie lauter Glut und lauter Glanz,  
Und Wölklein wehen ob der Welt  
Aus lauter Schmelz und Schimmer ganz.

Im Rebentale sieht ein Mann  
An einem Bach auf einem Stein,  
Schreibt einen Vers, entschläft alsdann  
Und sieht das Wasser schon als Wein.

Wilhelm Schussen.

## Die Botenreiter-Legende.

An der Straße von Stuttgart nach Eßlingen findet man in eine alte Mauer eingefügt ein verwittertes Steinkreuz, in dessen Querbalten eine Menge Buchstaben eingegraben sind. Säge ergeben aber diese Buchstaben leider nicht, zu viele davon sind vom Regen ausgewaschen und von der Sonne ausgelaut. Man ist also auf das Durchstöbern alter Archive angewiesen, wenn man die Inschrift auf dem Steinkreuz entsiffern will. Und bei einigem Glück bekommt man dann heraus, daß diese Inschrift lautet:

„Wanderer, steh still!  
Merkt, daß um Heilands Will  
Zu Stuttgarten im nahen Tal  
Acht Pfennig werd dir an der Zahl!“

Wenn man dann weiter nachforscht, warum der Wanderer zu Stuttgarten im nahe Tal acht Pfennige erhalten soll, erfährt man, daß ein gewisser Herr Marchthaler aus Eßlingen seine Hinterlassenschaft für diesen Zweck gestiftet habe, als er gegen Mitte des 16. Jahrhunderts starb. In seinem Testament stand vermerkt, daß das Kreuz aus Stein mit dem für Handwerksburschen so trostreichen Spruch genau an der Stelle aufgestellt werden solle, an der es sich auch noch heute befindet. Die Chronik berichtet über den Anlaß zu diesem Testament folgende erschütternde Geschichte:

Eines Tages im Monat September des Jahres 1490 wurde an der Straße von Stuttgart nach Eßlingen — an der sogenannten Eßlinger Steige — da, wo das Kreuz ragt, der Rentier Amandus Marchthaler aus Eßlingen am Nedar ermordet und beraubt aufgefunden. Trotz eifriger Bemühungen der Polizei konnte eine Spur, die auf den Täter schließen ließ, nicht entdeckt werden. Das beträchtliche Barvermögen des alten Herrn sowie etliche Liegenschaften in Gestalt von Häusern und Gärten erbte als nächster Auerwandter ein junger Neffe des so tragisch ums Leben Gelommenen. Und diesem Neffen mochte der Tod seines Onkels durchaus nicht unwillkommen gewesen sein. Denn kurz nach den Trauerfeierlichkeiten begann er zu leben, daß es nur so eine Art hatte. Das Haus, in dem er wohnte, war von morgens bis abends besetzt von lustigen Zechkumpanen und Mädchen zweifelhaften Lebenswandels, mit denen er das ererbte Gut durchbrachte. Auf den Gedanken, daß der junge Marchthaler den Mord an seinem Onkel begangen haben könnte, kam aber trotzdem niemand, weil er bis dahin sich nichts hatte zuschulden kommen lassen und als ein fleißiger Handwerksgehilfe gegolten hatte.

Drei Jahre später betrat Michael Banhart, der herittene Bote, der den Eilpostdienst zwischen Eßlingen und Stuttgart zu versehen hatte, an der Eßlinger Steige eine Gastwirtschaft, in der der ermordete alte Herr Marchthaler viel verkehrt hatte. An seiner Hand bligte ein kostbarer, goldener, mit Brillanten besetzter Siegelring, der die Initialen A. M. aufwies und den der Wirt auch sogleich als Eigentum seines ehemaligen Stammgastes erkannte. Während Michael Banhart seinen Wein trank, wurden heimlich die Büttel des hohen Eßlinger Gerichtshofes herbeigerufen, die den Botenreiter festnahmen. Vor den Richtern beteuerte dieser angelegentlich seine Unschuld. Er habe den Ring unweit Eßlingen im Gras gefunden, als er sich nahe der Landstraße zu einem Mittagsschläfen niedergelegt habe. Seinen Beteuerungen glaubte aber kein Mensch. Wie sollte der Ring des alten Marchthaler gerade an diesen Ort kommen, der meilenweit von der Mordstelle entfernt lag. Aberdies er-

schien es unmöglich, daß der Ring, wenn ihn der Mörder wirklich verloren haben sollte, jetzt erst nach Jahren aufgefunden wurde. Nachdem sich Michael Banhart von dem auf ihm lastenden Verdacht glaubwürdig nicht hatte reinigen können, wurde er zu hochnotpeinlicher Untersuchung den Folterknechten überantwortet.

In der Folterkammer sperrte man ihn zuerst in die „hölzerne Minna“. So wurde ein Kasten benannt, der derart enge war, daß ein Mann, ohne sich zu bewegen, eben darin stehen konnte. Das untere Ende dieses Kastens war von zwei Löchern durchbohrt, durch die ein Seil lief. Dieses Seil wurde dem Delinquenten um die Schultern gelegt, während an den unten herausragenden Enden Zentnergewichte gehängt wurden. Michael Banhart hielt diese Quälerei elf Stunden lang aus, dann wurde er ohnmächtig. Ein Geständnis legte er aber nicht ab, als er wieder zu sich kam.

Jetzt legten ihn die Folterknechte auf das Streckbett. Dies war ein tischähnliches Brett, an dessen vier Enden Binden angebracht waren. Arme und Beine wurden in Ringe geschlossen, die an den Enden von Ketten eingehängt waren. Und diese Ketten wurden nunmehr auf die Bindenräder gewunden. Auf diese Weise wurden dem hochnotpeinlich Befragten Arme und Beine aus den Gelenken herausgedreht. Auch diese Tortur überstand Michael Banhart, ohne sich von seinen Schmerzen zu einem Geständnis verleiten zu lassen.

Zum Schluß wurde der arme Botenreiter drei Tage lang künstlich wachgehalten, indem ihm jedesmal, wenn er einschlafen wollte, ein glühender Schwefeltropfen auf die nackte Haut geträufelt wurde. Nachdem er also von Schmerzen und Müdigkeit geschwächt war, wurden unter die Nägel der Finger und Fußzehenspitze Eisen bis zu den Nagelwurzeln durchgetrieben. Dieser fürchterlichen Qual erlag die Widerstandskraft Michael Banharts. Er schrie, daß man es in der ganzen Stadt hören konnte. Und dann sagte er zu dem die hochnotpeinliche Untersuchung leitenden Richter: „Ich will's gestehen, ich habe den alten Marchthaler umgebracht. Verurteilt mich zum Tode, aber mach' rasch. Sterben muß eine Seligkeit sein gegenüber diesen Höllenqualen.“ Das hohe Eßlinger Gericht fällte dann auch ein Todesurteil. Als letzte Gnade wurde dem Eßlinger Boten zugestanden, daß er mit seinem Schimmel zur Richtstätte reiten und sein geliebtes Horn mitnehmen dürfe.

Am andern Tag bewegte sich ein trauriger Zug zur Richtstätte hinaus. Boran schritten ein paar Trommler, deren Instrumente mit schwarzem Flor bedeckt waren. Schauerlich rasselten die Trommeln. Dann folgten, angetan mit blutroten Talaren und Baretten, die Richter. Nach ihnen kam hoch zu Ross, zwischen Henkerknechten und Gerichtsbütteln, Michael Banhart. Hinter ihm schritt der Stuttgarter Scharfrichter, das große Richtschwert feierlich vor sich her tragend. Hinter dem Zug her johlte ganz Eßlingen.

Vor dem Haus des jungen Marchthaler blies Michael Banhart zum erstenmal in sein Horn. Dieser kam ans Fenster und der Michel sagte folgendes zu ihm: „Weil ihr, die ihr vom Tode eures Onkels doch nur Vorteil genießt, kein gutes Wort für mich bei den Richtern eingelegt habt, soll euch euer letzter Gang so sauer werden wie mir der meinige. Und damit ihr mich in der Zwischenzeit nicht vergeßt, will ich an jedem Tag, an dem sich meine Hinrichtung jährt, mein Horn vor eurem Hause blasen.“

Zum zweitenmal stieß Michael Banhart in sein Horn, als er auf der Richtstätte angelangt war. Und ehe sein Haupt fiel, sagte er zum Scharfrichter: „Auch vor deinem Hause will ich alljährlich einmal mein Horn blasen, damit dir kund wird, daß du einen Unschuldigen hingerichtet hast.“

Und zum drittenmal hörte man Michael Banharts Horn, nachdem sein Kopf bereits gefallen war. Da ergriff die Zuschauer und das Gericht ein großes Entsetzen und der Geistliche flehte den Himmel an um Gnade für die Lebenden, die sich vielleicht an einem Unschuldigen veründigt hätten.

Als sich der Hinrichtungstag zum erstenmal jährte, hörte der Scharfrichter zu Stuttgart des Nachts vor seinem Hause ein Horn blasen. Erschrocken stand er auf und bligte zum Fenster hinaus. Da sah er Michael Banhart auf seinem Schimmel durch die Nacht reiten. Seinen Kopf mit dem Horn am Munde trug er unterm Arm. In dieser Nacht gelobte sich der Scharfrichter, niemals mehr in seinem Leben einen Menschen vom Leben zum Tode zu bringen und sagte seinem blutigen Handwerk valet.

In der gleichen Nacht erschien der Eßlinger Postmichel aber auch bei dem jungen Marchthaler und blies ihm mit seinem Horn ins Gewissen von da ab jedes Jahr. Aus Angst vor dieser alljährlichen Heimsuchung verkaufte dieser die ererbten Liegenschaften und wanderte in die Fremde. Er konnte aber der grauenhaften Erscheinung nicht entfliehen, die sich stets pünktlich am Jahrestag der Hinrichtung einstellte. Es spielte gar keine Rolle, wo sich Marchthaler gerade aufhielt. Immer war das Gespenst da, im Krieg und Frie-

Den, zu Wasser und zu Land, in Städten und Dörfern, in Wald und Feld. Das Leben Marzthalers war durch diese alljährlichen Besuche vergällt und verpfuscht.

Im Jahr 1554 wurde der Eglinger Geistliche in eine Herberge gerufen, wo ein fremder Greis im Sterben liegen sollte. Es handelte sich um niemand anders als um Marzthaler, der durch ganz Europa und noch einen Teil von Asien gezogen war, und der, nachdem ihn die Flucht eines halben Jahrhunderts nichts genügt hatte, wieder nach seiner Heimatstadt zurückgekehrt war. Zwölf lange Tage und Nächte rang Marzthaler mit dem Tode. Er wollte sterben und konnte nicht. Erst, nachdem er dem Geistlichen gebeichtet hatte, daß niemand anders als er selbst seinen Oheim ums Leben gebracht hatte, um sich in den Besitz der Erbschaft zu setzen, konnte er für immer einschlafen. Vorher aber übergab er noch dem Eglinger Pfarrer jenes Testament, wonach jeder mühselige und beladene Wanderer, der an der Mordstelle vorüberkäme, acht Pfennig zu Stuttgart im nahen Tal aus seiner Hinterlassenschaft erhalten solle.

(Alten Quellen nacherzählt von John Burgstaller.)

## Der Acker ruft.

Skizze von Otto Fabian, Anna.

Als aus der Erde immer stärker der Ruf drängender Frühlingskräfte emporstieg und milde Lüfte über das Trichterfeld strichen, kam eine merkwürdige Unruhe in Mertens' Augen. Man sah den Kleinbauern jetzt häufig bei Ruhardt, dem Waldbarbeiter. Sie sprachen nicht viel miteinander. Ein hingeworfenes Wort, eine flüchtige Handbewegung, eine stumme Gebärde sagten genug. Die Kameraden wußten, woran die beiden dachten und daß des einen brennendes Verlangen sich am sehnlichen Wunsch des anderen entzündete. Der heimatische Acker wuchs aus der Vergessenheit der grauen Wintertage in ihr inneres Blickfeld. Um ihn kreisten unablässig ihre Gedanken. Er lockte und rief, verfolgte sie mit seinem heimlichen Werben durch Wachheit und Schlaf; er ging wie ein Rausch in ihr schweres Bauernblut ein.

Unterdes rauchte der Baugberg wieder Tag und Nacht. Das Kreischen des Berges wollte kein Ende nehmen. Ein grau-blauer Schleier verhüllte die blanke Sonnenscheibe. Sturm- welle auf Sturmwelle spien die Schluchten gegen die deutschen Stellungen, aus verborgenen Schründen zischte es heran wie das Gefauche unzähliger Wildflagen. Und ihr heißer Raub- tieratem wälzte sich in dicken Schwaden über die erdigen Leiber hin.

Die Nächte waren rasende Feuerräder. Bunte Farben- wirbel sprühten über den Stellungen, zergingen lautlos, zuckten von neuem wieder auf. Jedesmal, wenn ein Sturm her- anbrandete, warf Mertens einen Blick nach rechts, wo er Ruhardt am Maschinengewehr wußte. Und solange er das helle Gebelser hörte, war er zufrieden. Was kam, geschah ohne sein Zutun. Gewehr hoch — Schuß — — Kammer auf — Kammer zu — — Gewehr hoch — Schuß — — Waren sie nahe heran, griff er nach der Handgranate. Einundzwanzig — zweiundzwanzig — — dreiundzwanzig — —

In Augenblicken höchster Not mußte der Spaten helfen. Wenn das blanke Eisen kraftgeladen durch die Luft schwirrte, bligte es durch Mertens' Hirn: Brot solltest du uns schaffen, Brot aus gesegneten Erdschollen. Aber jetzt mußt du uns das Leben retten, braver Spaten!

In einer Nacht zerschellte wieder eine Sturmwooge vor den deutschen Linien. Das Häuflein der Verteidiger schmolz wie Schnee vor der Sonne. Verstärkung mußte herangeholt werden. Mertens meldete sich freiwillig als Käufer. Darauf sah ihn Ruhardt groß an. Sein wissender Blick durchdrang das Unausgesprochene. Im Hintergelände brüllten schwere Einschläge. Würde es dem Kameraden glücken, durch die Speichen der Feuerräder zu springen?

Aus glühenden Lantropfen wuchs der neue Tag. Die Luft stand unbewegt über Trichtern und Grabentesten. Wie Ermattung lag es über der Kampfwüste. Hoffende Blicke wanderten rückwärts. Von Mertens war nichts zu sehen. Ruhardt fühlte in fiebernder Unruhe die Stunden zerrinnen. Auch dieser Tag verfiel in ein leuchtendes Abendrot, das wie der Widerschein jauchzender Brände am Himmel dahin- flutete. Die Dunkelheit kam. Nicht lange nach ihrem Ein- bruch kündeten Geräusche das Nahen der Helfer. Das Stieg und fiel und wallte wie ein dünner Nebelschleier aus der Talenke heraus. Allen voran tauchte Mertens' Gestalt aus dem alles verhüllenden Dunkel. Verstärkung? Ja und auch noch ein wenig mehr: Abjüng.

Als der Mond rund und weiß neben dem Bergmassiv stand, rückten sie ab. Mertens ging neben Ruhardt. Er sah nicht erlöschene Gesichter zu seinen Füßen, nicht Zerstücktes,

nicht das Grauen, das in der zermarterten Erde lauerte. Aber das alles ging sein Blick nun hinweg. Hinter ihm ver- sank das Gebell der Maschinengewehre. Der Kampflärm blieb zurück und nahm einen fernen, dunklen Klang an. Es schien, als wollte nun die Stunde der Verzauberung in dieser blauen Frühlingsnacht andrehen. Einmal noch ritt der Tod an den stummen Wanderern vorüber. Er trug ein klirrendes Schuppenhemd und hatte einen gewaltigen Atem, der sie alle zu Boden zwang. Doch er schlug nicht nieder, er riß keine Wunden mehr. Nur als die Erde niederprasselnd zerstäubte und ein Ausbläser einsam durch die plötzlich eindrechende schreckhafte Stille surrte, hörte es sich an wie langgezogenes Hohngelächter.

Dann trappelten die Stiefel auf festem Grund. Eine zerstampfte Straße war erreicht. Hinter fernen Fensterraugen stand schon tröstliches Licht. Und die reinere Luft, der Ruh- jungfräulicher Erde, das spielerische Tändeln lauer Früh- lingswinde um kampsheiße Stirnen, alles umhüllte sie wie der warme Atem einer ungetroffenen Lebenskraft. In die- sen Zauber hinein sprach Ruhardt den ersten Satz: „Wo warst du heute, Mertens?“

„Ich...?“

„Naß gut sein! Hast 'n Acker gesehen; brauchst mir nichts zu sagen.“

Da packte Mertens ungestüm Ruhardts Arm. „Es will wieder wachsen, Ruhardt. Wahr und wahrhaftig, ich hab's mit eigenen Augen gesehen. Jetzt ist alles wieder gut.“

Ruhardt nahm den Helm ab. Der Wind strich ihm durch das feuchte Haar. Er reckte den Hals und ging mit seitlich gewandtem Kopf, als horchte er, ob aus fernen Wäldern der Rudak rief.

## Kalter Kaffee.

Von Jo Hanns Köster.

Bruno Braun ist ein kleiner, bescheidener Mensch. Bruno Braun sitzt am liebsten im Winkel. Bruno Braun spricht nur, wenn er gefragt wird. Bruno Braun ist dankbar für jeden Händedruck. Und dabei ist Bruno Braun ein Mann, auf dessen Stimme es ankommt, der wichtige Entscheidungen und Beziehungen hat, mit dem es sich niemand verderben würde. Aber Bruno Braun ist so bescheiden, daß seine Bescheidenheit schon beinahe unbescheiden ist.

Eines Tages war Bruno Braun auf Besuch.

„Darf ich Ihnen etwas anbieten?“, fragte die Hausfrau freundlich.

„Eigentlich ist es nicht nötig. Aber wenn Sie zufälliger- weise ein wenig kalten Kaffee im Hause hätten —“

Die Hausfrau war schon in der Küche. Natürlich hatte sie keinen kalten Kaffee im Hause. Sie hatte überhaupt keinen Kaffee im Hause. Sie nahm ihr Wirtschaftsgeld, eilte die vier Treppen hinunter, kaufte Kaffee vom Besten, stellte die vier Treppen wieder hinauf, zündete das Gas an, stellte Wasser auf, drehte atemlos die Kaffeemühle, goß kochendes Wasser über den Kaffee, ließ den Kaffee ziehen, stellte ihn kalt, goß ihn von einem Topf in den andern, spülte den leeren Topf unter der laufenden Wasserleitung inzwischen kalt aus, sprang die vier Treppen wieder hinunter, kaufte acht Strafen weiter einen Block Eis, schleppte den Block Eis die acht Strafen und die vier Treppen in ihre Wohnung, kettete auf den Boden, holte die Hade, zerhug das Eis, ließ den heißen Kaffee über das Eis laufen, goß den Kaffee von einem Topf in den anderen, schwenkte den leeren Topf inzwischen mit Eis aus, stellte die Kaffeekanne, die Kaffeetasse, die Kaffeuntertasse auf Eis, schwenkte die Kaffeekanne, die Kaffeetasse, die Kaffeuntertasse mit Eis aus, goß den Kaffee nochmals von einem Topf in den anderen, ließ den Kaffee nochmals über Eis laufen. Endlich war der Kaffee kalt. Endlich konnte sie Bruno Braun die gewünschte Tasse kalten Kaffee bringen. In der Küche standen achtzehn eingemachte Töpfe, zweiundzwanzig Schalen und Schüsseln mit Eiswasser und Kaffeestiefeln, sieben nasse Lappen, acht beflederte Schür- zen, Krämpfe, Schuhe und Busen, der Fußboden schwamm von Eis, Wasser und Kaffee. Aber jetzt war der Kaffee kalt.

Bruno Braun saß auf dem Stuhl, wie man ihn verlassen hatte.

Die Hausfrau trat ein.

Mit einer Tasse kalten Kaffee.

„Hier ist Ihr kalter Kaffee, Herr Braun.“

Bruno Braun stand mit der Tasse und sagte bescheiden:

„Ich wollte vorher sagen: wenn Sie vielleicht zufällig eine Tasse kalten Kaffee im Hause hätten, wäre ich Ihnen sehr dankbar, wenn Sie ihn mir ein wenig wärmen würden, damit Sie nicht die Mühe haben, frischen Kaffee zu kochen.“